

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 75 (1949)

Heft: 52

Illustration: "Die Friedensgarantie"

Autor: Leutenegger, Emil

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

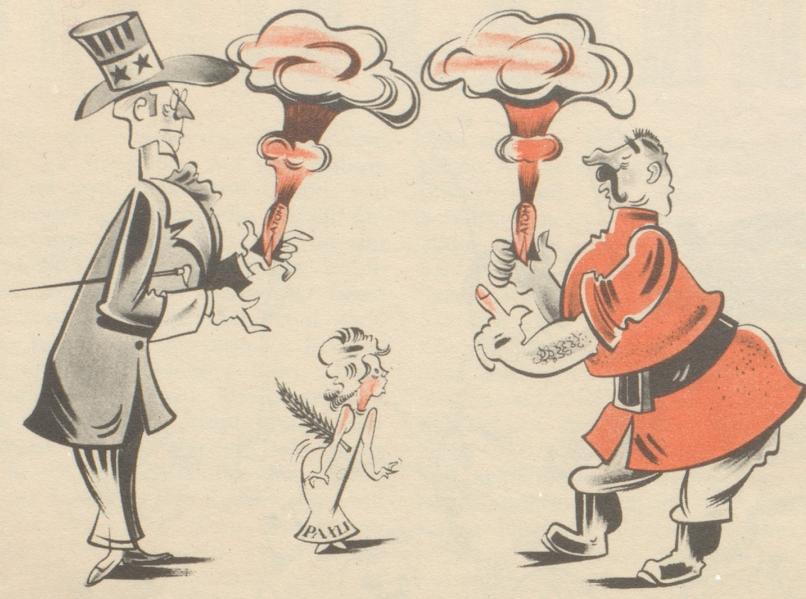
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



E. Leutenegger

«Die Friedensgarantie»

«Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?»

OFENMÄR

«Du weißt», schrieb mein Freund, der Forscher, «daß ich nun endlich, dank der N.-Stiftung, nach Amerika fahren kann. Dort soll mein lang gehegter wissenschaftlicher Traum, die Zahn-Caries bei den Pampflu-Indianern zu erforschen, in Erfüllung gehen. Ich bin glücklich und teile Dir folgendes mit. Mein kleines Haus am Rande der Stadt steht Dir nun ganz zur Verfügung. Du magst Dich darin wohlfühlen, von den Museen herzen lassen, aber vor allem will ich Dir ermöglichen, daß Du Dein Hauptwerk zum glücklichen Ende führen kannst. Gib Acht auf das Haus; hole die letzten Birnen herein und respektiere die große, mannshohe Vase aus der Tschung-Dynastie. Sie ist ein Familien-erbstück ...»

Das war ein glückverheißender und wahrer Freundes-Brief. Ich dankte und zog schon am dritten Tage ins Haus meines Freundes. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß es mich ein wenig enttäuschte. Es war eng und zügig und lange vor mir hatten sich andere Lebewesen eingenistet, nämlich Spinnen, Ratten und Fledermäuse. Ich vertilgte das Ungeziefer mit Pillen, vergifteten Käfern und Fallen. Gott sei Dank konnte ich es vernichten; aber ich muß gestehen, daß ich eine ganze Woche im Schweife meines Angesichtes arbeitete.

Endlich war das Haus reingefegt, ich stellte meine Schreibmaschine auf, füllte die mannshohe Vase aus der Tschung-Dynastie mit Eichenzweigen, brachte über meinem Schreibtisch eine Maxime von Lao Tse an — denn das schien mir stilecht in Bezug auf die Vase — legte

Schreibpapier zurecht und rieb mir die Hände. Es konnte losgehen.

Doch heute blies der erste kalte Nordwind und ich beschloß, den Ofen anzuzünden. Herrlicher Ofen, gekachelt und in drei Zimmer hineingebaut. Auf der Bank aus blauen Delfter Platten würde ich mich nach gefaner Arbeit ausruhen und von China träumen. Ein Reisighäuflein war bald geschichtet, Brikkett und größerer Holz bereitgelegt und ritsch das Streichholz entzündet. O sanftgeheiztes Zimmer, Behagen, Frieden. In meiner Phantasie sah ich mich schon dasitzen, von der gütigen Wärme umhüllt.

Doch siehe da: der Ofen zog nicht. Ich erneuerte meinen Versuch und verbrauchte auf diese Weise wohl eine halbe Streichholzsachtele. Schließlich blies ich in das Feuerloch, blies und blies, bis ich dunkelrot anlief. Doch der Effekt war der, daß es aus dem omnösen Loch sozusagen wieder herausblies und daß ich über und über mit schwarzem Ruß bedeckt war. «Da soll doch gleich...», so murmelte ich und führte ein langes Schüreisen ein, das ich heftig hin und her bewegte. Es schien sich etwas zu bewegen, dann fiel mit heftigem Klirren etwas auf den Rost. Es war erstaunlich und märchenhaft. Es war ein Topf mit Himbeer-marmelade und es roch ein wenig schimmelig-süßlich.

Offenbar war ein Geheimfach zur Aufbewahrung wertvoller Konfitüren in dem Ofen angelegt und es war klar, daß diese Gegenstände den Luftzug unterbanden. Aber wo war die Tür zu diesem Geheimfach? Ich legte das Ohr gegen die Wand und hörte nichts anderes als meinen eigenen Atem, ich

fuhr die Tapete entlang, in der Hoffnung, auf einen mysteriösen Knopf zu stoßen; schließlich legte ich mich platt auf den Bauch und schob meinen Kopf sorgfältig in das gähnende Loch hinein. Zu sehen war nichts, ägyptische Finsternis herrschte; ich pfiff gar (so machen es die Matrosen, damit der Wind komme) und flüsterte: «Nun wird's aber Zeit, daß Du Dich anständig benimmst.» Als ich zurück krebste, stieß ich die manns hohe Vase aus der Tschung-Dynastie um. Sie zerbrach in fünf Teile. Die Tatsache aber, daß mein Freund unter Umständen jahrelang seinen Caries-Forschungen bei den Pampflu-Indianern obliegen würde, tröstete mich schließlich.

Wieder schichtete ich neues Holz und versuchte die Flamme anzulegen. Doch war alles vergebens, denn kaum hatte das Papier ein wenig zu brennen angefangen, als es auch schon wieder erlosch. Es war, als puste ein hämischer Hausgeist, der im Ofen wohnen mußte, mein Flämmchen von oben immer wieder aus.

Da hatte ich nun ein Haus mit einem ungewöhnlich dicken Ofen und fror elend.

Ich wiederholte meine Versuche am zweiten und dritten Tage, ich versuchte es erfolgloserweise mit Petrol und Brennspiritus, und daher beschloß ich am vierten Tage von oben durch den Kamin in den Ofen einzusteigen. Ich hatte zu diesem Zwecke einen Taglöhner gemietet — einen Mann in den besten Jahren —, der das Tau hielt, an dem ich hing. Ich hatte ihn gebeten, im Falle eines Unglücks sofort die Feuerwehr zu benachrichtigen.

Die Expedition war äußerst aufschlußreich. Der Ofen war ein sogenanntes Häuschen im Hause, er hatte Nischen und Alkoven, in denen recht erstaunliche Dinge aufgestapelt waren. So fand ich eine Krinoline, eine Büste von Diderot, die Gesammelten Werke von Gotthelf, Töpfe, Bilder und Regenschirme und endlich gar ein Grammophon englischer Konstruktion mit einer Plattsammlung, die das Etikett «Brandenburgisches Konzert Nr. 2 von Johann Sebastian Bach» trug.

Bis wir den Kram hinaufgehievt hatten, war es Mitternacht und der Taglöhner verlangte den doppelten Lohn.

«Dafür haben Sie auch morgen schön warm...», tröstete er mich.

Aber auch am andern Morgen war nicht der geringste Effekt zu konstatieren. Ich ergrimme — man wird das verstehen —, schlug die Fäuste gegen das Kachel-Ungetüm — als es plötzlich klingelte. Ein Telegramm. Von meinem Freunde, aus Chicago:

«Vergaß Dir mitzuteilen, daß Ofen im Hause Zierofen ist und nicht brennt. Dein Gustav.»

Jetzt höre ich das «Brandenburgische Konzert Nr. 2 von Johann Sebastian Bach» und erwärme mich innerlich.

Eduard H. Steenken